



Kulturpolitischer Willensakt: das neue Volkstheater im Münchner Schlachthofviertel

Foto: SZ Photo

Die Chance seines Lebens

München nimmt viel Geld in die Hand und baut seinem Theaterkönig Christian Stückl ein neues Volkstheater. Im Oktober wird es eröffnet. *Von Hannes Hintermeier*

Wenn Christian Stückl in Oberammergau so etwas wie ein Gott ist, was ist er dann in München? Seine Intendanz am Volkstheater ist schon längst bis 2025 verlängert, und im Herbst darf er einen Theaterneubau beziehen, der sich gewaschen hat. Am 15. Oktober wird das Haus im Schlachthofviertel eröffnet, ohne viele salbungsvolle Ansprachen und Grußworte, der Oberbürgermeister, heißt es, wird die Sache selbst in die Hand nehmen. Danach folgen am ersten Wochenende drei Premieren, und am Wochenende drauf noch mal zwei. „Wir wollen ja nicht mit dem alten Zeug anfangen“, grinst Stückl sein Lausbubenlächeln und schüttelt seine grauen Locken.

So kennen ihn seine Fans, deswegen verehrt man ihn als Regisseur, der das Genre Volkstheater neu definiert und die Oberammergauer Passionsspiele fit gemacht hat für das einundzwanzigste Jahrhundert. Wir erinnern uns: Volkstheater, das war mal bäh, Mundart, Trachten und Getümel. In München fand die jahrzehntlang regierende SPD unter ihrem Bürgerkönig Christian Ude das gar nicht erstrebenswert. Zumal ausgerechnet ein CSU-Oberbürgermeister, Erich Kiesel, den Münchnern ein solches Haus im Wahlkampf versprochen und dann auch tatsächlich eingerichtet hatte. Den Sozialdemokraten schwebte eher ein avantgardistischerer Betrieb vor, à la Frankfurter Museumsonium.

„Ich bin ja erst der vierte Intendant in der Geschichte des Hauses“, sagt Christian Stückl beim F.A.Z.-Gespräch im annähernd fertigen Neubau. Nach der Neugründung 1983 leitete Jörg-Dieter Haas das Theater für fünf Jahre, dann kam für fast vierzehn Jahre die unvergleichliche Ruth Drexel, unterbrochen durch eine glücklose Intendanz von Hannes Christian Müller, der gern die Biermösl Blosn von den Kammerspielen weggeockt hätte, aber da war Dieter Dorn vor. Als Mitglied der Findungskommission, erzählt Stückl, habe er am Ende der Ära Drexel die Stadt ermuntert, es noch einmal mit dem Volkstheater zu versuchen. Was dazu führte, dass er selbst gefunden und gefragt wurde, ob er nicht den Posten übernehmen wolle. Er wollte. Zwei Spielzeiten später waren die Zuschauerzahlen der Intendanz Drexel wieder erreicht.

Christian Stückl ist ein Charismatiker. Groß und gewinnend, nachlässig in abgewetzten Jeans, blauem Leinenhemd und abgetragenen Haferlschuhen ohne Bänder gewandert, raucht er bei jeder sich bietenden Gelegenheit, und das sind heute ja nicht mehr so viele. Er wohnt immer noch in seinem Geburtsort Oberammergau, in dem der ausgebildete Holzbildhauer vor vierzig Jahren eine Theatergruppe gründete. Eines Abends, man gab den „Sommernachtstraum“, sitzt im Publikum der Schriftsteller Erich Kuby, der sich zum Schreiben ins Ammergebirge zurückgezogen hat. Kuby empfiehlt dem Intendanten der Münchner Kammerspiele, Dieter Dorn, sich diesen jungen Regisseur einmal anzusehen.

Kurz darauf sitzt Stückl in der Maximilianstraße und wird von Dorn und dessen

gestrengem Kompagnon Michael Wachsmann examiniert. Die Frage Wachsmanns – „Herr Stückl, glauben Sie denn, dass Sie sich mit unseren Schauspielern auf Hochdeutsch verständigen können?“ – habe ihn schon irritiert, erinnert sich Stückl. Er hat es vermocht und wird 1987 Assistent von Dorn, im selben Jahr Spielleiter der Passionsspiele in Oberammergau. 1991 wird er für seine erste Regiearbeit, Werner Schwabs Stück „Volksvernichtung oder Meine Leber ist sinnlos“, von der Zeitschrift Theater heute als Nachwuchsregisseur des Jahres ausgezeichnet. Als Hausregisseur bleibt er bis 1996 an den Kammerspielen, in einer Zeit, als diese von einem kunstreligiösen Flor umweht sind. Sein Verhältnis zum Meister sei nicht ohne Spannungen gewesen – wie auch anders, wenn zwei so grundverschiedene Charaktere aufeinanderprallen. Dorn habe einen pädagogischen Impetus gehabt, aber Erziehungsmaßnahmen will sich Stückl nicht mehr unterwerfen.

Seit neunzehn Jahren ist er nun Intendant des Münchner Volkstheaters, Mann und Haus sind wie füreinander bestimmt, der damalige Kulturreferent der Landeshauptstadt Julian Nida-Rümelin hatte den richtigen Riecher, als er Stückl verpflichtete. Der Mann wollte nach vorn, das zeigte er unter anderem mit dem Festival „Radikal jung“, das Gebäude, das er übernahm, hielt nicht stand. Die ehemalige Mehrzweckhalle im Haus des Sports zwischen Stiglmaier- und Königsplatz war, abgesehen von der Lage, von Anfang an keine gute Wahl. Sieben verschiedene Vermieter hatte das verschachtelte Gebäude; kein Wunder, dass man dort „kein Zukunftspotenzial“ (O-Ton Volkstheater) mehr sah. Und so begann ums Jahr 2010 das Nachdenken, wie es denn mit dem Theater weitergehen könne.

Als sich abzeichnete, dass die Stadt tatsächlich viel Geld in die Hand nehmen würde, um ein neues Volkstheater zu finanzieren, taten die Stadträte dies in einer Zeit, in der gerade die Kosten für die Sanierung des Deutschen Theaters an der Schwanthalerstraße davonliefen und

am Ende bei 97 Millionen Euro zum Stehen kamen. 2014 gab das Stadtparlament dennoch grünes Licht fürs Volkstheater, im Dezember 2015 wurde festgelegt, einen sogenannten Generalübernehmer für das Projekt zu suchen. Das, sagt Stückl heute, sei zwar „ein Haufen Arbeit“ gewesen, aber eine absolut vernünftige Entscheidung. Zusammen mit Bau- und Kommunalreferat sowie seinem technischen Leiter Carsten Lück entwickelte Stückl eine tausendseitige Leistungsbeschreibung, eine Detailplanung bis hin zur letzten Steckdose. Zum Festpreis. Nachträgliche Wünsche des Bauherrn sollten dann unterbleiben.

Den Zuschlag bekam die Firma Georg Reich aus dem schwäbischen Saulgau. Sie brachte mit Arno Lederer vom Stuttgarter Büro Lederer Ragnarsdóttir Oei auch gleich einen der renommiertesten Architekten des Landes mit. Im Dezember 2017 stimmte der Stadtrat zu, noch im selben Monat wurde der Vertrag unterschrieben. Drei Jahre und neun Monate später ist das Theater im Schlachthofviertel fertig.

Dass das gut ging zwischen Lederer und Stückl, war gewiss keine Selbstverständlichkeit. Da haben zwei Eigenwillige zusammengefunden, die Kompromisse machen mussten. Stückl ist angemessen beeindruckt. Eines Tages habe Lederer aus Weimar angerufen: Er sei im Goethe-Haus und habe das passende Weiß entdeckt, Stückl solle sofort kommen. Ein Hubschrauber des Generalübernehmers machen es möglich. Und wie sich die Debatte Terrazzo (Lederer) versus Eichendielen (Stückl) im Foyer beilegen ließ, da wäre man gern Mäuschen gewesen. Jetzt liegen da jedenfalls Eichendielen.

Tumblingerstraße 29. Schon bei der Standortwahl hatte Stückl eine glückliche Hand. Er habe einen Spielort in der Stadt gesucht und sei mit der Brache an der Tumblinger- und Zenettistraße schnell fündig geworden. Vorteil: städtischer Grund, keine weiteren Kosten. Richtung Süden fällt der Blick auf das Heizkraftwerk Süd, Parkplätze und die mit Graffiti übersäten Container der Party- und

Eventmeile namens Bahnwärter Thiel, die mit ihrem „Prosecco Retreat“ wirbt und sich die Postadresse mit dem Volkstheater teilt. Auf der anderen Seite das Muhen von Schlachtvieh, Blutgeruch.

Etwa zehntausend der 63 000 Quadratmeter Gesamtfläche des Geländes belegt das neue Flaggschiff dieses für München immer noch ungewöhnlich widersprüchlichen Viertels. Der knapp dreißig Meter hohe Bühnenturm markiert selbstbewusst die Nachbarschaft zu den roten Ziegelgebäuden, die der Münchner Stadtbaurat Arnold Zenetti vor hundertzwei Jahren gebaut hat.

Auf zehn Geschossen mit dreißigtausend Quadratmetern Fläche hat der Architekt drei Bühnen für insgesamt neunhundert Zuschauer eingerichtet, Depots, Werkstätten, alles ist in einem Baukörper untergebracht, einen Transport von Bühnenbildern, wie er bis vor Kurzem am alten Standort jeden Tag inklusive Straßensperre nötig war, wird es nicht mehr geben. Mit einem raffinierten Schubladensystem haben Stückl und Lederer die Bestuhlung variabel gemacht; und der schnelle Wechsel von Bühnenbildern kommt nicht nur den Aufführungen zugute, er ermöglicht tagüber auch längere Probezeiten. Die Gastronomie bietet hundertfünfzig Plätze, und sogar für Autos ist noch Platz, sechzig Stellplätze hat die Tiefgarage. Kostenpunkt: 131 Millionen Euro.

Der Neubau ist ein kulturpolitischer Willensakt mit Seltenheitswert in diesen Tagen. Personell bedeutet er die Aufstockung um ein Drittel auf hundertfünfzig Mitarbeiter. Was Corona in Euro bedeutet, errechnet derzeit noch der Kämmerer. Man sei in Verhandlungen, hält sich Volkstheater-Sprecher Frederik Mayet bedeckt. Nicht ohne Stolz verweist Stückl auf den Umstand, dass der Sieger des Architekturwettbewerbs für das neue Konzerthaus, das der Freistaat Bayern im Werksviertel errichten will, im Oktober 2017, nur wenige Wochen vor dem Vertragsabschluss der Stadt mit dem Generalübernehmer Reich, bekannt gegeben wurde. Die Inbetriebnahme des Konzerthauses sollte ebenfalls Ende 2021 stattfinden. Daraus wird noch lange nichts: Anfang Juli erst sind überarbeitete Pläne vorgestellt worden, der Baubeginn wurde abermals verschoben, und nun läuft eine Debatte, wie sinnvoll das Konzerthaus überhaupt ist.

Wie viele Stunden hat Ihr Tag, Herr Stückl? „Mei“, zuckt der ewige Intendant mit den Achseln, er habe schon darüber nachgedacht aufzuhören, „aber so eine Chance kriegst du halt nur einmal im Leben, ein neues Theater zu bauen“. Wenn alles gut geht, wird Christian Stückl vier Wochen vor seinem sechzigsten Geburtstag sich und seinem Publikum ein Geschenk machen können. Die Eröffnungspremiere inszeniert der Hausherr, weitere Regisseure am ersten Wochenende sind Jessica Glaue und Bonn Park, Näheres wird erst Anfang September verraten. Dann wird man auch sehen, welche Fahnen die vier Masten zieren, die jetzt noch unbesetzt im Hof stehen. Und im Januar beginnen die Proben für die im Jahr 2020 abgesagten Oberammergauer Passionsspiele – falls diese nächsten Frühsommer stattfinden können.



Langzeintendant ohne Ermüdungserscheinungen: Christian Stückl

Foto: dpa

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER

Die Niederlande waren der wertvollste Teil

Die ausführliche Besprechung der in Aachen gezeigten Ausstellung „Dürer ist wieder da“ in Ihrer Ausgabe vom 24. Juli habe ich mit großem Interesse gelesen. Neben dem hervorragenden Wirtschaftsteil und den fundierten Berichten über Staat und Politik sind es gerade auch solche Feuilleton-Beiträge, die ich an der F.A.Z. zu schätzen weiß.

Zu der Passage „Der sonst in Madrid residierende neue Kaiser hatte seine einträglichsten Besitzungen in den Spanischen Niederlanden...“ möchte ich Folgendes anmerken: Die Niederlande der damaligen Zeit waren der wirtschaftlich wertvollste Teil des Erbes („Niederburgund“) der burgundischen Vorfahren des Enkels vom Habsburger-Kaiser Maximilian. Der spätere König von Spanien (als Karl I.) und deutsche Kaiser (als Karl V.) ist in der flämischen

Stadt Mechelen als burgundischer Fürstenson aufgewachsen und erzogen worden (das namensgebende ehemals französische Herzogtum Burgund war allerdings schon längere Zeit zuvor aus dem burgundischen Gesamterbe abgetrennt und dem französischen Staatsverband wieder einverleibt worden). Spanisch wurden Territorien der Niederlande erst unter den Erben von Kaiser Karl V.

Die innere Entwicklung Karls vom ursprünglich burgundischen Fürstenson mit habsburgischen Wurzeln zum mächtigen König von Spanien wird in der sehr empfehlenswerten Biographie („Karl V. – Der Kaiser, dem die Welt zerbrach“) von Heinz Schilling anschaulich dargestellt.

WALTER MENZ, HORGAU

Pius V. hat mit dem Hammer reformiert

Zum Artikel von Helmut Hopping, „Der Liturgie-Hammer des Papstes“ (F.A.Z. vom 28. Juli), darf angemerkt werden, dass auch die „Tridentinische Messe“ durch einen „Liturgie-Hammer des Papstes“ (einen gewaltigen!) eingeführt wurde. Alle bestehenden Liturgien der damals letzten zweihundert Jahre erklärte der heilige Pius V. mit einem Schlag für abgeschafft. Das von ihm überdies verhängte absolute Veränderungsverbot wurde oft missachtet, auch beim Missale Paul VI. von 1962.

Von der „Heiligkeit, Schönheit und Objektivität“ der Tridentinischen Messe war im Alltag oft wenig zu spüren; stattdessen zehn Minuten vorgeflüsterte, hingeschluderte „Persolvierung“, welche die Gläubigen mit Rosenkranzbeten oder Messandachten notdürftig überbrückten. Das geht bei der „Vatikanischen Messe“ nicht so leicht. Die Ästhetik der Feier hängt im Übrigen wesentlich von der Ars celebrandi des Priesters ab, nicht von den Formularen.

Zum Vorwurf der „Moderation“ des Gottesdienstes durch den Zelebranten sollte man sich erinnern, dass das Trienter Konzil eigentlich vorgeschrieben hatte, „häufig bei der Messfeier die Lesungen und irgendetwas aus dem

Mysterium zu erklären, besonders an Sonn- und Feiertagen“. Häufig! Bei der Entscheidung für Tridentinische oder Vatikanische Messe geht es nicht sehr um Politik, doch viel um Theologie, um das Kirchenbild. Die Tridentinische Messe ist die Umsetzung des Klerikalismus, den Franziskus unermüdlich geißelt, im Maßstab 1 : 1. Die Kleriker haben alles, die Laien nichts zu sagen. Die Vatikanische Messe setzt hingegen das auf den Gemeinschaftsgedanken gegründete Kirchenbild des Vaticanum II voraus (alle feiern aktiv mit), einschließlich der darin inbegriffenen Synodalität der Kirche, die der heutige Papst propagiert.

Wer sich zur uneingeschränkten Wahrung der Tradition bekennt, muss das stets tun, also auch annehmen, dass der Papst die oberste Jurisdiktionsgewalt (Vaticanum I) „ad libitum“ (nach Gutdünken, Vaticanum II) ausüben kann und dass demgegenüber voller Gehorsam gemäß Kirchenrecht geschuldet ist. Das gilt auch für das Apostolische Schreiben „Traditionis custodes“. Auch Krokodilstränen können rühren. Doch eigentlich wollen die Krokodile Franziskus fressen.

PROFESSOR DR. WOLFGANG BEINERT, PENTLING

Rechenkünste eines reiselustigen Malers

Zu „Malkunde für Anfänger“ (F.A.Z. vom 28. Juli): Vielen Dank für den Artikel über Piero della Francesca, der den Maler wieder ein wenig in den Vordergrund rückt, aus dem Schatten von Rafael, Leonardo und den anderen Titanen der Renaissance.

Der Mathematiker Piero wird wohl zuallererst in der Reihe der Abakisten zu rechnen sein, denen es um die praktische Vermittlung von Rechenkünsten geht und die in der Tradition des Fibonacci stehen. Das zeigt der „Trattato d'abaco“, der ziemlich praktisch angelegt ist, während das „Libellus de cinque corporibus regularibus“ wohl eher der praktischen Geometrie zugerechnet werden kann.

Von den 140 Problemen im Libellus sind 88 dem Abakus entnommen, wie nachgewiesen im erwähnten Buch von James R. Banker sowie der einschlägigen Monographie von Judith Field (Piero della Francesca: A Mathematician's Art) „De prospectiva pingendi“ ist wieder ganz praktisch ausgerichtet, offensichtlich erntet er unter anderem mit dem Gemälde „Die Geißelung Christi“ (Urbino), was er in dem Buch gesät hat – man sehe sich die Analyse des Fußbodens im Palast des Pilatus an, die M. A. Levin sowie Rudolf Wittkower und B.A.R. Carter durchgeführt haben. Ihn mit Cusanus zu vergleichen ist schon sehr gewagt.

Cusanus hat eher über die theologischen Probleme der Unendlichkeit nachgedacht, als praktische Ratschläge zur Berechnung konkreter Aufgaben zu geben; das kann man bei Pietro Omodeo ganz gut nachlesen. Wenn man schon einen Kardinal heranziehen möchte, könnte man dies mit Bessarion tun. In der Tat vermutet der Frankfurter Wissenschaftshistoriker David A. King einen engen Zusammenhang zwischen der genannten Geißelung und einem Astrolab, das Bessarion durch Regiomontanus herstellen ließ.

Banker geht explizit den Reisen Pios nach und widmet in seinem Buch jedem Aufenthaltsort ein eigenes Kapitel. In Rom kann man übrigens noch Spuren von ihm finden, wenn man im Souvenirshop von Sta. Maria Maggiore an die Decke blickt. Dokumentiert, aber nicht erhalten sind wohl auch seine Arbeiten in den Stanzen des Vatikans, die Raffael entfernen ließ (so viel zum Thema Kollegialität). Das Bild, das der Autor zeichnet, dass Piero nämlich so eine Art Nesthocker in Sansepolcro war, lässt sich wohl mit der Literatur nicht begründen. Schon ein fesselnder Maler und Mathematiker, der Piero.

PROFESSOR DR. ERNST-ERICH DOBERKAT, DORTMUND

Starkes Plädoyer

Zu „Dieser Gesang ist eine Erlösung“ in der F.A.Z. vom 27. Juli: Jan Brachmann schreibt über die Premiere in Bayreuth – ein wahres Statement, ein Plädoyer – eine Parteinahme; so eine Kritik versteht, fühlt sich ein, erklärt, würdigt das Ereignis als das, was es war: epochal.

Handlungsbezogenes Singen nennt er die Partie von Asmik Grigorian. Ihre Biographie und auch die von Oksana Lyniv zeigen sich mit diesem überzeugenden Ergebnis: Beide großartigen

Persönlichkeiten prägen diese Oper in gänzlich neuer Lesart. Schon bei Wagner ist Senta mit Mut, Initiative und Opposition angelegt, 2021 in Bayreuth zeigt sich, dass Oper im Wesen nicht Glamour und Konvention ist, sondern dass sie unsere zentralen Probleme behandelt, dass sie zum Kern unseres Wesens vordringt.

HANS-PETER BUCHMANN, TIFLIS, GEORGIEN

Typisch Union?

Mit dem Titel „Unionspolitiker streiten über Privilegien für Geimpfte“ in der F.A.Z. vom 26. Juli wird leider ein falscher Akzent gesetzt, wie man ihn häufig in unseren Medien findet. Denn man streitet im Kern darüber, dass die sinnvollerweise Geimpften zur Normalität zurückkehren. Hingegen sollen diejenigen, die sich dem vernünftigen Impfschutz versagen, weiterhin zu Einschränkungen verpflichtet sein. Es wäre

deshalb fairer gewesen zu titeln „Unionspolitiker streiten über Beschränkungen für nicht Geimpfte“. So wäre auch der Eindruck vermieden worden, dass ausgerechnet die Union – ihre Gegner werden sagen: typisch CDU/CSU – Privilegien für eine Gruppe schaffen will. Das hinterlässt immer einen negativen Nachgeschmack.

HANS OCHMANN, BRAUNSCHWEIG